

Kinderhaben

Fröhliche Wissenschaft 215

Heide Lutosch

Kinderhaben

In liebevoller Freundschaft,
für Mats

Inhalt

1	In dieser Welt	7
2	Luxusproblem	8
3	Selber schuld	9
4	Stille	11
5	Yvonne und ich	13
6	Patriarchin	16
7	Bloß nicht	19
8	Leere Räume	22
9	Unversorgt	26
10	Familienfest	28
11	Multibionta	30
12	Schmidtchen Schleicher	36
13	Rabenmutter	38
14	Oma	41
15	Fifty-fifty	42
16	Das bisschen Haushalt	46

17	Kreuze an	49
18	Bonbonladen	52
19	Putzteufel	56
20	Väter und Söhne	58
21	Du, Schatz?	62
22	Unsichtbar	64
23	Gefühlsgeschichte	69
24	Die Macht der Familie	74
25	Sich ändern	80
26	Klarstellung	84
27	Das Schweigen der Männer	85
28	Mitmutter	90
29	Allein	95
30	Schöner scheitern	96
31	Lassen	100
32	Besser	101

1 In dieser Welt

»Was mache ich hier eigentlich?« Hunderte Male habe ich mir diese Frage gestellt, als meine Kinder klein waren: auf Spielplätzen, in Kinderschuhläden, als Besucherin zahlloser Elternabende, Weihnachts-, Frühlings- und Sommerfeste, beim Anziehen von Schneeanzügen und Sonnenhüten, beim Tupperdoseneinpacken, beim Tupperdosenauspacken, beim Telefonieren mit den Schwiegereltern, Badeöl- und Breikaufen, Fotosmachen. Die Frage hatte nichts von analytischer Zurückgelehtheit, kein Deut von: »Es interessiert mich, unter welchen Bedingungen ich handle und was mich antreibt«, sondern eher etwas von einem comichaften Aufschrei: »Argggghh!! Was *mache* ich hier eigentlich?«

Ich sah mich selbst als Witzfigur: fuchtelnd, schnaufend, stolpernd und schimpfend.

Es ging mir nicht gut. Und wenn ich genau hinsah, merkte ich, dass es auch den anderen Müttern nicht gut ging. Keiner einzigen Mutter, mit der ich in all den Jahren zu tun hatte, ging es wirklich gut.

Diese Sätze so stehen zu lassen, ohne sie einzuschränken, ist für mich noch heute ein Ding der Unmöglichkeit, etwas, das ich einfach nicht schaffe. Also: Natürlich gab es schöne Momente.

Natürlich mag ich meine Kinder. Meine Beziehungen zu ihnen sind so freundlich, interessant, intensiv und verbindlich wie nur ganz wenige in meinem Leben. Ich bin keine *regretting mother* und natürlich würde ich es noch einmal genauso machen. Noch einmal genau so machen? Ja, aber nicht in dieser Welt. Nicht unter diesen gesellschaftlichen Bedingungen, nicht auf diesem Stand des Geschlechterverhältnisses.

2 Luxusproblem

Das Anstrengendste, was ich je gemacht habe, bevor ich Kinder bekam, war, tief in den Grand Canyon zu steigen, und am selben Tag wieder heraus. Ich hatte mich für sportlich gehalten, vernünftig, robust, humorvoll und durchhaltefähig. Aber zwischendurch wollte ich einfach nur sterben. Ich war umgeben von Menschen in Funktionskleidung, die das Gleiche taten wie ich, trotzdem bekam ich Einsamkeitsanfälle, schreckliche Selbstzweifel und sogar Todesangst. Ich hatte das Gefühl, ich hätte niemals hier runtergehen dürfen. Ich wunderte mich, dass ich so wenig Freude verspürte, schließlich ging es bei der Sache doch eigentlich genau darum. Ich hatte Angst, dass es dunkel werden könnte, bevor ich wieder oben war. Dabei wusste ich, dass ein Hubschrauber mich retten würde,

wenn ich wirklich nicht mehr konnte. Ich verglich meine Situation mit echten Extremsituationen, Hunger, Flucht, Obdachlosigkeit, und schämte mich für meine Schwäche. Ich schleppte mich vorwärts und kam mir unglaublich lächerlich vor.

Seltsamerweise musste ich, als meine Kinder klein waren, oft an diese lange Wanderung denken. Das mochte daran liegen, dass es gewisse Gemeinsamkeiten mit meiner Lebenslage als Mutter gab, zum Beispiel die körperliche Überlastung und das Gefühl des Gehetztseins. Die wichtigsten Parallelen waren aber diese:

1. Ich fühlte mich *schrecklich* in einer Situation, die qua Definition schön war.
2. Ich schämte mich für dieses Leid und hielt mir vor Augen, wie unglaublich luxuriös meine Situation war.
3. Ich fühlte mich sehr allein.

Hier enden die Gemeinsamkeiten.

Was es beim Kinderhaben jedenfalls nicht gibt, ist der Hubschrauber.

3 Selber schuld

Die Schönheit des Kindergroßziehens ist eine bürgerliche Erfindung. Noch bis ins 18. Jahrhundert

hinein wurden beim fast durchgängig männlichen Nachdenken über die Mutterschaft die unendlichen Mühen der Kinderaufzucht betont: die Schmerzen beim Gebären, das »Auslaugen« beim Stillen, die Schlaflosigkeit, die Mühen der Krankenpflege, der Dreck, der Lärm, die Undankbarkeit der Kinder.¹ Ich war dagegen schon als Schwangere einem Diskurs ausgesetzt, der penetrant die Einzigartigkeit und Schönheit des Kinderkriegens und -habens betont. Die Schwangerschaft wird zum neunmonatigen Körpererlebnis, die Geburt zum kreativen Akt, das Stillen ein Erlebnis bisher ungekannter Nähe. Und die bei allen Menschen weitgehend identisch ablaufende körperliche und kognitive Entwicklung vom Neugeborenen zum krabbelnden und brabbelnden Kleinkind wird zur großartigen Entfaltung eines einzigartigen Individuums verklärt – die nur mit absoluter Aufmerksamkeit der Mutter gelingen kann.

Auf so einen Scheiß bin ich reingefallen?

Ja, bin ich.

Der Diskurs ist zu laut, zu dominant und vor allem zu passend in einer Gesellschaft, die nicht nur das Gesellschaftliche als natürlich und unabänderlich hinstellt, sondern auch umgekehrt gewisse Natur- und Körperprozesse wie Altern,

1 Herrad Schenk, *Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter*, Köln 1996, S. 25–27.

Wachstum, Tod oder Geburt gnadenlos individualisiert, indem sie sie in die Verantwortung und permanente Entscheidungspflicht des oder der Einzelnen stellt. Will sagen: Wenn ich unter der Geburt vor Angst, Kälte und Verzweiflung geschlottert habe, dann konnte ich nicht der Natur oder dem Schicksal die Schuld geben, und schon gar nicht der spöttelnden Mischung aus Bevormundung und Vernachlässigung, die den Gebärenden in vielen Kreißsälen nach wie vor entgegenschlägt. Sondern nur mir selbst, die ich mich nicht fallenlassen oder entspannen konnte, die ich mich nicht für geburtsvorbereitende Akupunktur, eine Beleghebamme, die Wanne, den Hocker, den richtigen Begleiter, das richtige Öl oder die richtige Musik entscheiden konnte oder wollte.

»Die nächste Geburt will ich besser machen«, hat mir eine Bekannte gesagt, kurz nachdem wir beide unser erstes Kind entbunden hatten. Ich habe kurz gestutzt, aber irgendwie wusste ich, was sie meinte. Dass es nämlich schön ist.

Und wenn es nicht schön ist, dann liegt es an dir.

4 Stille

Das war übrigens alles, was diese Bekannte und ich einander über unsere kürzlich abgelaufenen

Entbindungen zu sagen hatten. Hinter dem lauten, wortreichen und penetranten Diskurs über die Schönheit und Einzigartigkeit des Kinderbekommens und -habens steht eine Mauer des weiblichen Schweigens. Es klingt komisch, das zu sagen, aber man spricht heute nicht über Geburt. Man tut es einfach nicht. Es ist ein Tabu. Jede Magen-Darm-Grippe wird detaillierter beschrieben als eine Geburt. Man sagt: »Gut, alles gut gelaufen.« Dann ein paar Zeitangaben und medizinische Begriffe. Zehn Stunden, Blasensprung, Muttermund, Presswehen. Kein Wort über Gefühle. Kein einziges. Auch von mir nicht. Obwohl ich mir während der Geburt etwas anderes geschworen hatte. Denn in meiner Agonie kam ich mir vor wie jemand, den man jahrelang belogen hatte. Die zentrale Frage war: »Warum hat mir *das* keiner gesagt?«

Ist es wirklich undenkbar, dass mich jemand gewarnt hätte? Mir gesagt hätte: »Zieh dich warm an, man friert in diesen Scheiß-Kreißsälen. Keiner wird nett zu dir sein. Alle, die sich in deiner Nähe befinden, sind entweder hilflos und unsicher oder schwer beschäftigt. Zähle in diesem Fall *nicht* auf den Mann an deiner Seite. Du wirst vermessen und verkabelt oder zugesülzt mit esoterischem Mist. Im schlimmsten Fall beides. Beurteilt wirst du auf jeden Fall. Sei froh, wenn dein Kind heil rauskommt, und versuch das Ganze so schnell wie möglich zu vergessen.«

Und es geht weiter mit dem Schweigen, das sich häufig hinter unerträglichem Geschwätz verschanzt. Während das Kind wächst und sich bewegt und immer weiter fortbewegt, häufen sich bestimmte obligatorische Konsumgegenstände: Tragetücher, Kinderwagen, Fahrradsitze, Dreiräder, Buggys, Laufräder, Fahrräder in allen Größen und Farben, Roller, Skateboards, Roll- und Schlittschuhe. Darüber wird unter Müttern ausführlich und gern gesprochen, ein nie versiegender Schwall aus Konsumentinnengebrabbel: Das gibt es da, das gibt es hier, es kostet dies, es kostet das, wir gucken hier, wir finden da, man soll jetzt dies und soll jetzt das. Als würde jede von ihnen buchstäblich das Rad neu erfinden. Dabei könnte man eine Liste ausgeben, auf der mit zugehörigem Lebensmonat exakt das zu erwerbende Fortbewegungsmittel verzeichnet ist. Das Gleiche könnte man für Spielzeug, Essen und Hygieneartikel machen. Und dann ein für alle Mal darüber schweigen.

Aber das Schweigen heben sich Mütter für andere Bereiche auf.

5 Yvonne und ich

Was war also das Problem? Warum ging es mir und den Frauen mit kleinen Kindern um mich herum nicht gut? Weil Geburt keinen Spaß macht?

Come on! Geburt hat nie Spaß gemacht, und noch vor zweihundert Jahren war das Gebären von Kindern für Frauen in unseren Breitengraden ein lebensgefährliches Unterfangen. Skandalöserweise ist das für einen Teil der weiblichen Weltbevölkerung bis heute so geblieben.² Dabei muss ich zeitlich oder räumlich noch nicht einmal besonders weit gucken, um Frauen zu finden, die unter ungleich schwierigeren Bedingungen ihre Kinder großziehen. Eigentlich nur einen Stadtteil weiter. Ich denke oft an Yvonne, eine junge Frau, die ich, als ich selbst noch keine Kinder hatte, während eines Semesterferienjobs jeden Morgen um 6:05 Uhr mit ihren beiden noch halb schlafenden Kleinkindern an der Bushaltestelle getroffen habe. Frauen, die – anders als Yvonne – ihren Kindern halbwegs solide Winterkleidung kaufen

- 2 Über 290 000 Frauen haben laut UNICEF im Jahr 2017 weltweit ihr Leben durch Komplikationen während der Schwangerschaft oder Geburt verloren, wobei die Gefahren sehr ungleich verteilt sind: Für Frauen im südlichen Afrika ist das Risiko, dass sie im Lauf ihres Lebens während der Schwangerschaft oder Geburt sterben, 1:37 – im Vergleich zu 1:6500 in Europa. »Neue Zahlen zu Kindersterblichkeit und Müttersterblichkeit«, in: *unicef.de*, 19.09.2019, {<https://www.unicef.de/informieren/aktuelles/presse/2019/neue-zahlen-kindersterblichkeit-und-muettersterblichkeit/199458>}, letzter Aufruf 10.08.2022.

können, sind eindeutig besser dran als solche, die auf Billigware zurückgreifen müssen. Nichtfunktionierende Reißverschlüsse, undichte Schuhe, Mützen, die nicht eng genug anliegen, sind, wenn man frühmorgens mit den Kindern auf der Straße stehen muss, um pünktlich um 7 Uhr in der Putzkolonie oder im Supermarkt anfangen zu können, echte Stolpersteine.³ Sei du mal ganz still, habe ich gedacht, wenn ich viele Jahre später – nun selbst mit Karre – eine Frau wie Yvonne in der Straßenbahn traf: Dir geht's ja so was von gut, das ist Jammern auf hohem Niveau.

Und ich wurde ganz still. Nach außen und nach innen.

Bis mir nach langem Schweigen einfiel, dass vielleicht die Mutter aus der Putzkolonie oder

3 Laut Statistischem Bundesamt (2019) verfügt nahezu die Hälfte der alleinerziehenden Mütter in Deutschland über ein monatliches Haushaltsnettoeinkommen von unter 1700 Euro. Trotz stabiler Teilzeitbeschäftigung befinden sich 20,1 Prozent der Einelternfamilien (die überwiegend aus alleinerziehenden Frauen und ihren Kindern bestehen) in dauerhaften oder wiederkehrenden Armutslagen, weitere 41,4 Prozent erleben zumindest kurzzeitige Armutperioden. »Stellungnahme zur Anhörung des Ausschusses für Gleichstellung und Frauen«, {https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/Projekte/Familie_und_Bildung/191219_Stellungnahme_Alleinerziehende_NRW_Landtag_NRW_09._Januar_2020_af_F.pdf}, letzter Aufruf 10.08.2022.

dem Supermarkt, die Frau mit Kindern, die in der Pflege arbeitet, im Friseursalon oder im Nagelstudio, im Callcenter, als Kellnerin oder bei Amazon, die gleichen Probleme haben könnte wie ich. Und zusätzlich die Probleme, die aus einer Drecksarbeit, aus Zukunftsangst und miesen Winterklamotten resultieren. Dass ihr womöglich mein Leben und seine Voraussetzungen – Abitur, Studium, halbwegs guter Job – vor Augen steht als das, was alle ihre Probleme lösen würde. Und ein paar ihrer Probleme wären sicher gelöst. Ihre Zukunftsangst wäre kleiner und weniger berechtigt, vielleicht könnte sie sich alle vier Wochen eine Haushaltshilfe leisten, die den schlimmsten Dreck und das schlimmste Chaos für sie beseitigt. Sie könnte wenigstens alle zwei Jahre in Urlaub fahren und sich auf höherem Niveau von ihrer Chefin herumkommandieren lassen. Ihre Arbeitszeiten ließen sich mit den Öffnungszeiten der Kinderbetreuung leichter vereinbaren. Trotzdem mag ich ihr mein Leben als Mutter nicht wirklich ans Herz legen. Denn ein paar andere Probleme, ihre und meine, wären nicht gelöst.

6 Patriarchin

Immerhin war ich nicht alleinerziehend. Ich hatte einen klugen, modernen Mann an meiner Seite, der

seine Kinder nicht nur abends und am Wochenende sehen wollte. Dass heute die meisten Männer so denken, ist ein erstaunlicher Sieg der zweiten Frauenbewegung. Irgendwie hat sie es geschafft, die immensen Vorteile, die das patriarchale Familienmodell für Männer hatte, gründlich zu diskreditieren. In meinen schwärzesten Momenten, in denen ich an der berühmten *Vereinbarkeit* von Beruf und Familie wieder einmal wütend zweifelte, habe ich mich seltsamerweise zum Trost in die Rolle des Patriarchen fantasiert. Ich malte mir aus, wie schön es wäre, an einem Dienstagmorgen beim Frühstück, genau dann, wenn das erste Glas Milch umkippt und klar wird, dass es kaum noch möglich ist, pünktlich zum Morgenkreis im Kindergarten zu sein und auf der Arbeit keine neuen Minusstunden anzusammeln – genau in diesem Moment also mit freundlichem Nicken die Küche zu verlassen. Nicht etwa mit schlechtem Gewissen, sondern erfüllt von der Wichtigkeit der Aufgaben und Kämpfe, die vor mir liegen. Mit der Bewunderung und Dankbarkeit meines Ehemannes im Rücken gehe ich also in die Welt: darf gestalten, mich entfalten, mich messen und entwickeln. Abends, nachdem ich meinen Kindern einen liebevollen Gutenachtkuss gegeben und mich kurz an ihrer frischgebadeten Niedlichkeit erfreut habe, berichtet mir mein Mann in groben Zügen die wichtigsten Dinge aus dem Familienleben. All die Klei-

nigkeiten, all das Unwichtige, alles Monotone, Vergebliche und Dreckige erspart er mir.⁴ Aber natürlich will er zu zentralen Fragen der Kindererziehung meinen Rat hören und natürlich habe im Zweifel *ich* das letzte Wort. Sobald die Kinder schlafen, werde ich umsorgt und verwöhnt, er hört mir geduldig zu, wenn ich von meinen Kämpfen in der Welt erzähle, er bewundert und bestärkt und motiviert mich. Meine Rolle als ökonomische Versorgerin erlaubt mir gewisse Freiheiten, denn die Menschen, die ich liebe, sind zutiefst abhängig von mir und drücken schon deshalb gelegentlich ein Auge zu. Am Sonntagvormittag darf ich in Ruhe Zeitung lesen, ohne dass mich jemand anspricht, ich kann abends mit Freundinnen ausgehen, wann immer mir danach ist, und der eine oder andere kleine Flirt oder Seitensprung gehen schon in Ordnung, solange ich halbwegs diskret damit umgehe. Ich habe die Geborgenheit der Familie *und* die Herausforderungen und Anregungen eines interessanten Berufslebens. Das ist Vereinbarkeit vom Feinsten. Wissen die Männer eigentlich, was sie da aufgegeben haben?

4 »Ihm die Misère des Alltags fernzuhalten«, sei in ihrer 53-jährigen Ehe mit Sigmund Freud eines ihrer wichtigsten Anliegen gewesen, schrieb Martha Freud nach dessen Tod in einem Antwortbrief auf ein Beileidsschreiben, zit. n. Peter Gay, *Sigmund Freud. Eine Biografie*, Frankfurt a. M. 2000, S. 75.

7 Bloß nicht

Die Mütter der Frauen, die in Westdeutschland aufgewachsen sind und heute Kinder im Teenageralter haben, durften nur mit dem Einverständnis ihres Ehemannes eine bezahlte Arbeit aufnehmen, das stand so im Bürgerlichen Gesetzbuch und wurde erst 1977, als ich fünf Jahre alt war, geändert. Wenn man zusätzlich bedenkt, dass seit Anfang der Siebzigerjahre immer nur eine Minderheit der Mütter aktiv an der Frauenbewegung beteiligt war, wird deutlich, dass der Sicherheitsabstand zum Patriarchat nicht ganz so groß ist, wie manche behaupten.⁵ Sehr viele der

- 5 »Rechtlich ist das Patriarchat passé«, schreibt beispielsweise Svenja Flaßpöhler in ihrem klugen und provozierenden, an den entscheidenden Stellen aber seltsam ungenauen Essay *Die potente Frau* – eine wirklich gewagte Behauptung, wenn man sich beispielsweise das deutsche Steuerrecht ansieht (siehe Fußnote 12). Auch wie deutsche Gerichte das bestehende Recht bei Femiziden auslegen und anwenden, wird seit Jahrzehnten von Frauenrechtlerinnen kritisiert. Wie auch Flaßpöhler wissen müsste, wurde diese Rechtspraxis zugunsten der männlichen Täter im Jahr 2008 von einem BGH-Urteil bestätigt: Wenn ein Mann eine Frau wegen einer Trennung tötet, heißt es da, sei ein niederer Beweggrund – also das, was Mord von Totschlag unterscheidet – anzuzweifeln, zumindest dann, »wenn die Trennung von dem Tatopfer

heutigen Mütter sind in klassisch patriarchalen Kleinfamilien aufgewachsen und wurden davon tief geprägt. Zwar befand sich das Patriarchat als die Herrschaft des Mannes über Frauen und Kinder damals schon mitten in seinem langen Rückzugsgefecht und wurde zum Teil lauter kritisiert, konsequenter boykottiert und treffender verspottet als heute, aber das änderte nichts daran, dass die allermeisten westdeutschen Mittelschichtsmütter »zu Hause blieben« und als Repräsentantinnen der tonangebenden Gesellschaftsschicht damit auch das Idealbild derjenigen Familien prägten, in denen das Einkommen des Mannes für ein solches Modell der strikten geschlechtlichen Arbeitsteilung schon damals nicht ausreichte. Was aber dieses »Zuhausebleiben« für Frauen bedeutete, hat sich denjenigen, die es aus der Perspektive der Töchter miterlebten, tief eingeprägt.

»Bloß nicht so werden wie meine Mutter!« Bei der Suche nach einer lebberen weiblichen Identität ist das für die Frauen meiner Generation der bestimmende Leitsatz gewesen. In meiner Alters-

ausgeht und sich daher der Angeklagte durch die Tat gerade dessen selbst beraubt, was er eigentlich nicht verlieren will«, {<https://www.hrr-strafrecht.de/hrr/2/08/2-349-08.php>}, letzter Aufruf 10.08.2022.